

EWALD MATARÉ TAPETENWECHSEL



Gewöhnung kann ein Radiergummi sein. Mit der Zeit verwischen die Linien und Dinge verschwinden aus der Wahrnehmung, weil sie sich am Alltag auflösen. Mögliche Gegenmaßnahme: Tapetenwechsel.

Im Klever Museum Kurhaus war die Sicht auf das Werk Ewald Matarés 18 Jahre lang unverändert. Zeit für Kurhaus-Chef Harald Kunde, sich Gedanken über eine Neupräsentation in Sachen Mataré zu machen. Immerhin: „Das Museum Kurhaus Kleve besitzt die weltweit größte Sammlung der Arbeiten von Ewald Mataré. Seit der Erwerbung des künstlerischen Nachlasses 1988 wird sein Werk hier dokumentiert, erforscht und in exemplarischen Präsentationen ausgestellt.“

Bei einer Neupräsentation – so viel ist sicher – reicht es nicht, die Bilder umzuhängen. Es geht um ein Konzept – eines, das Blicke und somit Perspektiven öffnet und Kontexte verfügbar macht. Die adäquate Präsentation von Kunst ist am Ende mehr als eine Frage des persönlichen Geschmacks. Das Ergebnis der Klever Mataré-Neupräsentation: Eine unglaublich gut gelungene Rundenerneuerung, die auf vielen Ebenen gleichzeitig ansetzt: Sockel, Rahmungen, Beleuchtung, Inszenierung. Wer die Neupräsentation sieht, sucht augenblicklich den eigenen Kopf nach dem „Vorher“ ab und spürt Erinnerungs-Unschärfen. Wie war es denn eigentlich vorher? Ein gutes Zeichen.

Kunde und seinem Team ist gelungen, was Mataré gut tut: Alles wirkt irgendwie leicht – irgendwie zwingend, irgendwie gut durchdacht. Da ist zum einen die Inszenierung der künstlerischen Entwicklung Matarés, die jetzt unweglos sichtbar wird und zum anderen die sorgfältig ausgearbeitete Dramaturgie der Blickachsen. Frühe (klassizistisch wirkende Portraits) hier – Holzschnitte Aquarelle und Zeichnungen dort. Was in der Realität (nur) 15 Jahre auseinanderliegt, wird im Ergebnis zu zwei Seiten der Medaille Mataré, die – wüsste man es nicht besser – aus unterschiedlichen Epochen und von unterschiedlichen Autoren stammen könnten. Eben diesen Zeitsprung beleuchtet die Neupräsentation auf kleinstem Raum und macht eben so künstlerische Entwicklung quasi im Kopfundrehen erlebbar.

Und dann die Plastiken. Natürlich ist Mataré nicht ohne seine Tiere denkbar, spürbar und erfahrbar. Der Weg zur Kuh führt über Ewald Mataré und offenbart das Drama des Musealen. Matarés Kühe sind der Imperativ zum Anfasen: Da liegenstehensitzen sie: Grazien allesamt. Und immer sehen sie so in Matarés „Kamera“, als wüssten sie verdammt genau, dass es da in Asien ein Land gibt, in dem die Kuh heilig ist. Matarés Kühe vereinen Anmut und Tiefgrund, Gewicht und Appeal. Sie sind nie ordinär, sondern immer standesbewusst monarchisch und gleichzeitig volksnah und allürenlos. Das war natürlich auch vorher so – aber wie jetzt die rechte Hälfte des Raumes zum Herdentempel wird – das hat etwas Magisches und geht doch nahtlos in das Restwerk über.

Die Wand hinter den Tieren: Weiß. Unverhängt. Nichts kommt dem Blick in die Quere. Nichts lenkt weg. Die Sockel – weiß geschlämmt – werden zum Teil des Hintergrundes. Nichts lenkt ab. Alles führt hin. Die Tiere: Gruppirt und fast unscheinbar sortiert: Liegend, stehend, äsend.

In Schrägnähe an der Wand: „Weide mit neun Kühen“, ein aquarellierter Holzschnitt aus dem Jahr 1950, der – freut sich Kunde – den Serialismus vorwegnimmt. Überall kann das Auge anstoßen oder ausruhen – alles ist ablenkungslos inszeniert. Alles ist im Dialog, aber niemand quatscht ungefragt dazwischen. Nichts kommt sich in die Quere.

Dazu – quasi Rücken an Rücken, aber trotzdem durch eine Wand getrennt – „Mutter und Kind“ und der „Engel vom Essener Münsterschatzhaus“, der gleich bei Betreten des Raumes den Zeigefinger in die Blickachse des Besuchers rammt: Der Imperativ zum Hinsehen. „Du bist gemeint.“ Mataré bleibt Mataré – natürlich, aber die Neupräsentation lässt eine neue Lesart entstehen und ist, passend zu den Kühen und Pferden, eine Augenweide.



Fotos: Rüdiger Dehnen